Zeitschrift: Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Herausgeber: Bioforum Schweiz

Band: 10 (1955)

Heft: 2

Artikel: Bäuerliche Wohnkultur [Fortsetzung]

Autor: Bohnenblust, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-890745

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

usw. ausgeben, gibt das Schweizervolk jährlich für Genußgifte und Genußmittel *2 Milliarden 500 Millionen Franken aus.*

Dafür besitzen wir 520 Spitäler und verzeichnen je Jahr 21 Millionen Krankentage. Wem sagt die Tatsache nichts, daß unsere Krankenhäuser immer zu klein sind, daß wir immer mehr Spitäler bauen müssen, daß die Bettenzahl niemals den Bedürfnissen entspricht, daß die Defizite der Krankenkassen immer größer werden, daß es immer mehr Chronischkranke gibt?

Erinnern wir uns an das Kopfweh, an den Magenkatarrh, an die dritte «Zahnung», an die Neuralgie, den Heuschnupfen, die kalten Füße, die Leberschwellung, den Rheumatismus, die schlechte Zirkulation, das Nachlassen der Sehschärfe und des Gehörs, den Husten, die Lungenentzündung und vieles andere mehr.

Wir fragen noch einmal nach den Ursachen und müssen feststellen: *Wir sind schuld, wir haben die göttlichen Naturgesetze, die Ordnungsgesetze des Lebens überschritten, unbewußt, bewußt, mutwillig. Den Weg zu neuem Lebensmut, zur Lebensfreude, zur Schaffensfreude, Energie, Jugendlichkeit, zu Gesundheit und Glück werde ich in einem nächsten und letzten Abschnitt darzulegen versuchen.*

C. Fauser

Bäuerliche Wohnkultur

II. Irrwege

Heute noch ladet manches bäuerliche Heim wie selten ein anderes durch sein ganzes Wesen zur Einkehr ein. Der Wanderer verweilt dort gern. Vielleicht schenkt er dem ländlich ruhigen Bild nur aus der Ferne einen Blick. Bauernhaus, Stöckli, Scheune oder Speicher, mächtig ausladende und ganz bescheidene Firsten stehen da versammelt im Gewühl der Hofstattkronen, einer Familie gleich. Es scheint, sie *müßten* hier gestanden haben seit alters, der Landschaft hätte sonst Wesentliches gefehlt.

Zwei, drei Feldwege leiten der Siedlung zu, Hügelkuppen umschlingend oder dem Laufe eines Baches, einer March folgend. Ihr Adernetz verbindet Wald, Wiesen und Aecker mit dem Herzen des Ganzen, dem Wohnraum für Menschen und Tiere, den Lagerstätten für allerlei Frucht. Schon das äußere Bild des Hofes bekundet jene Einheit, die alles Gewachsene kennzeichnet. Es ist keine erzwungene, schablonenmäßig tote, vielmehr eine Einheit in der Vielfalt, buntes, durch große Gedanken verbundenes Leben. Ordnung und Freiheit der Schöpfung zeichnen sich hier ab. Die heutige zersplitterte Welt empfindet solche Harmonie doppelt als wohltätig, weil sie ihr fehlt.

Leider wird der näher tretende Besucher nicht selten doch noch enttäuscht. Was er erblickt, entspricht nicht jener Geschlossenheit des äußern Eindrucks bäuerlicher Welt. Die schön gegliederten Holzwände des Wohnhauses sind durch harten, kalten Eternit, wenn nicht gar Zement verdeckt. War dieser Wetterschutz so dringend nötig, trotz des weit überhängenden Daches? Der eigene Wald gab einst die «Stüd und Fläcke». Was sagen ihre braunen Faserfurchen dem sinnenden Betrachter: «Wir kannten eure Urväter, wir wuchsen für euch, lange bevor ihr ins Leben tratet.» — Lebendige Vergangenheit, Heimat. Dürfen wir sie ohne Not zum Schweigen bringen? Sind das wirklich so ganz unpraktische Menschen, die sie in Ehren halten?

Wie steht es um das *Herz des Hauses, die Wohnstube?*

Zwei Beispiele von vielen möchten zeigen, wie sehr sie und ihre bäuerlichen Menschen heute bedroht sind.

Wir öffnen nach vergeblichem Klopfen forschend die Stubentür. Kurze Umschau... Warum dies beklemmende Gefühl? Der Raum erscheint nüchtern, leer, tot. Vier nackte Wände, Fußboden und Decke, ein Tisch samt Vorstuhl — der Ofen, die Lampe — das ist alles. Weniger wäre nicht denkbar. Draußen blüht der ganze Reichtum ländlicher Frühsommertage, im Stall steht stattliche Viehware, und dort, wo sich ganz besonders aller *innere* Reichtum spiegeln sollte, wohnt die *Armut.* Wie später zum Essen gerufen wird, rutscht eins ums andere der acht Kinder hinter den Tisch und beginnt gleich hastig den Mund zu stopfen. Kein Tischgebet, kein Höherfliegen der Gedanken, keine wartende Freude. — «Milch!»

verlangt eins, «Rösti!» ein anderes. Ungeduldige Blicke, kein dankendes Wort. Der Bäuerin Gesicht verrät ihr ganzes, schweres Geschick. Die verkniffenen Lippen zucken. Wieviel Leid spricht aus den fragenden Augen. Sie ist eine jener tausenden, die in der Arbeit untergehen. Jeder Tag drängt, fordert, aber er schenkt kaum etwas, auch nicht einen verstehenden, mittragenden Blick, die selbstverständliche Anerkennung. Noch läßt verzweifelter Wille, läßt die Mutterliebe den übermüdeten Körper ausharren. Doch unausweichlich naht der Zusammenbruch.

Wir fragten den Bauern, nachdem wir das schöne Heuwetter hatten ausnutzen helfen, ob wir ihnen zur Erinnerung ein nettes Bild schicken dürften, an der Stubenwand fände es gut Platz. Seine Frau und Kinder hätten gewiß Freude daran. «Laßt das lieber bleiben, sonst muß sie noch mehr abstauben», war die mürrische Entgegnung. Kein Bild, kein Lied, höchstens eine armselige Geschichte aus dem «Heftli», über dem die erschöpfte Mutter sonntag nachmittags einschläft . . . Das Martyrium dauert fort. —

Hier ist jede Kultur ausgelöscht, versunken — ausgenommen die Großtat des Mutteropfers, das aber menschliche Kräfte übersteigt und ohne seelische Nahrung nicht immer weiterdauern kann.

*

Der Großvater besaß ein ansehnliches Kräuterbuch, vor Alter selber gebräunt wie dürrer Klee. Er und seine Vorfahren hatten allerhand Erfahrungen und Notizen über «hülfryche Arzteneien und Theetränklin» zusammengetragen, die der gute Mann, trotzdem er jeweils nur während einiger Winterwochen zur Schule gegangen war, auch ordentlich einzubinden verstand. Wir Buben blätterten an Regentagen gerne darin, einige frisch gemalte Pflanzenbilder erratend oder ihren seltsamen Text deutend. Eines Tages war das Erbstück aus der Stubenecke verschwunden, samt der selbst geschnitzten kleinen Truhe. Großvater zeigte sich etwas betreten bei der Frage, was damit geschehen sei. Er habe die beiden Stücke einem Altertümerhändler verkauft; man schätze ja solche Sachen heutzutage kaum mehr. Tauschweise gegen unverschämte Aufzahlung hatte ihm dieser einen Schmöcker «Weltpolitik für

Zeitungsleser» angehängt. Jedermann bedauerte jetzt den Verlust, doch die Anerkennung einer fleißigen, eigenartigen Arbeit kam zu spät.

Ohne den Wert des vergilbten Bandes als eines wirklichen Ratgebers überschätzen zu wollen, haben wir Jungen doch aus dem unbefriedigenden Handel einiges gelernt.

Kulturgut ist Leistung irgendwelcher Art. Was wir selber erarbeiteten, freut uns doppelt als Besitz. Das gilt für geistige Errungenschaften, wie gutes Brauchtum und Sitte, ebensogut wie für deren sichtbaren Ausdruck: Hausrat, Werkzeuge, eigenwillige Bauart. Bauer und ländlicher Handwerker blieben lange der Natur nahe; sie gestalteten deshalb einfach, ungekünstelt, entsprechend den lebensfrohen, blühenden Vorbildern heimatlicher Landschaft. Trog und Tisch vertrugen handfesten Griff. Sie überdauerten Jahrhunderte, wenn der Holzwurm nicht allzu arg hauste.

Nun kam eine Zeit, die immer mehr Menschen den Städten zutrieb. Dort litt es die Ungeduld nicht, eine Arbeit recht wachsen zu lassen. Jeder wollte dem andern zuvorkommen, den raschen, größern Gewinn einstreichen. Die Maschine ersetzte das Handwerkszeug. Ihr Arbeitstempo ließ sich fast beliebig steigern. Fabrikware konnte massenhaft erzeugt werden. Billige Nachahmungen echter Handwerkskunst verdrängten diese. Reklamegeschrei erfüllte das hinterste Haus. Bauer und Handwerker, der verhängnisvollen Tragweite ihres Verhaltens nicht bewußt, ließen sich von lockendem Glanze betören. Sie schämten sich ihrer eigenen Wesensart, ihres Könnens. Wo treffen wir heute die bäuerlich frohen und festen Möbel, die noch den Harzduft des Waldes atmeten? Sattsam bekannt ist der schändliche Ausverkauf alter Bauernkunst. Die Hyänen dieses Schlachtfeldes verschonen keine Speicherlaube, kein Hintergaden, ihre Profite zu erlisten. Sie verhandeln Spinnräder dorthin, wo man kaum den Unterschied zwischen Hafer und Bohnen kennt. Das Eigenständige verschwand aus den Bauernstuben. Ein Lastwagen ladet, nachdem er ein paar Hofstattäste heruntergerissen hat, dem Bauern all die dünne Lack-, Fournier- und Sperrholzware ab, wie sie sich, die numerierte Langeweile, breit macht vom Waadtland bis zum Bodensee, nicht zu vergessen Spiegelaufsatz, Hausbar und Klubsessel. Das Abzahlungsgeschäft wird

genau geregelt, denn das ist klar, der Gewinn des städtischen Händlers muß jedenfalls gesichert sein.

Nun stehen sie in den Stuben, die fremden Hochglanzstücke. Daß niemand sie anrühre! Sie ertragen das kaum. — Keine Angst! Ein denkender Besucher wird sie kaum anschauen. Zu sehr reut ihn diese Verfälschung ländlicher Welt, bäuerlichen Denkens und Fühlens.

Dürfen wir so ungeschminkt darstellen?

Die Wirklichkeit kennt ein unvergleichlich gefährlicheres Zerstören bäuerlicher Art und Kultur: *Die Stadt räumt nicht nur Stabellen und geblümtes Geschirr weg, sie reißt den bäuerlichen Menschen, die ländliche Jugend in ihren Vergnügungsbetrieb, in die Geschäftsgier, in die Heimatlosigkeit hinein. Sie betrügt allzuoft ihr Innenleben.* Wird diesen Burschen und Mädchen nicht rechtzeitig der Star gestochen, streben sie immer wieder, bodenständige Art verleugnend, dem blendenden Lichte zu. Sie suchen Freiheit und geraten nicht selten in ungekannte Knechtschaft. Ruhiges Wachstum weicht der Hast. Keine Schminke aber verbirgt zuletzt die Trauer, daß verheißungsvolle Jugendjahre, daß die *Heimat* selber verlorenging.

Verrat hat sich noch nie gelohnt. Vielleicht aber wäre mancher falsche Schritt nicht getan worden, wenn *rechter Wohnstubengeist dem unbäuerlichen Denken einer kurzsichtigen, autoritätsfeindlichen Zeit den Einlaß verwehrt hätte.* Fritz Bohnenblust

---

Es kann wohl sein,
daß der Mensch durch öffentliches oder häusliches Geschick
zu Zeiten gräßlich gedroschen wird;
allein das rücksichtslose Schicksal, wenn es die reichen
Garben trifft, zerknittert nur das Stroh;
die Körner aber spüren nichts davon
und springen lustig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert,
ob sie zur Mühle oder zum Saatfeld wandern.

Goethe